

KOMMENTAR

Die Richtung stimmt

Von Susanne Schmidt-Lüer

Kultur für alle zu fördern, Arbeit und Wohnen zueinander zu führen, Leitlinien für die Armutsbewältigung zu entwickeln sind erste Schlüsse, die das Sozialforum im Römer nahelegt. Die Basis dafür könnte der Versuch einer Definition sein, was Frankfurt eigentlich ausmacht, was das Besondere an dieser Stadt ist. Das wäre dann eine Grundlage für den Dialog zwischen den verschiedenen Kräften in der Stadt, die sich einigen müssen, wie die weitere Entwicklung Frankfurts zu einer zukunftsfähigen, auf sozialem Zusammenhalt aufbauenden Stadt gelingen kann.

Hält man sich an die kluge Analyse des Soziologen Frank Eckardt, wird es bei diesem Prozess nicht mehr gelingen, alle Teile der Bevölkerung zum Mitmachen zu bewegen. Eckardt richtete den Blick auf die rasant wachsende Zahl von Frauen und Männern, die arm trotz Arbeit sind und deshalb an wesentlichen Prozessen im städtischen Leben keinen Anteil mehr haben. Und er berichtete von Menschen, die nicht nur aus den Arbeitsverhältnissen, sondern auch aus den sozialen Netzwerken gefallen sind. Die keiner mehr braucht und die den Tag nur noch vor dem Fernseher verbringen. Das spielt sich eben nicht nur in Pariser Vororten, sondern mittlerweile auch in Frankfurt ab.

Die Politik, die gerade die Beiträge für Krabbelstubenplätze drastisch gesenkt hat, die Mittagessen für benachteiligte Schulkinder bezahlt und an einer Vielzahl von Konzepten auf allen Ebenen arbeitet, ist weiterhin gefordert.

Mehr Transparenz in die Vielfalt der sozialen Angebote der Stadt zu bringen, hat Dezernentin Jutta Ebeling angekündigt. Die am Rande des Sozialforums bekanntgegebene Entscheidung, auf Dauer dezernatsübergreifend das Thema Kinderarmut zu bearbeiten, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Eine weitere Bündelung von Kräften sollte folgen.

Der Preis der Teilhabe

Kulturdezernent Felix Semmelroth bekennt sich zum Ziel, Kultur für alle zu ermöglichen

Von Susanne Schmidt-Liier

Fs ist nicht irgendein Chagall-Bild, das den Frankfurter Kulturpass zielt. Die Commedia dell'Arte des expressionistischen Malers hängt in der Frankfurter Oper. Dem Ort, an dem sich das Thema „Kultur für alle“ gut festmachen lässt. Weil er ein Ort ist, an dem sich die Geister scheiden: Hier Stadtreihbibliotheken schließen – dort Opernkarten für einige wenige Bildungsbürger hoch subventionieren? Zumindest DGB-Chef Harald Fiedler wollte am Samstagmorgen beim Sozialforum der Sozialpolitischen Offensive und der Frankfurter Rundschau im mit 180 Gästen voll besetzten Plenarsaal des Römers diesen Gegensatz aufbauen.

Anderer wie die Geschäftsführerin des gemeinnützigen Zentrums für Weiterbildung, das seit 20 Jahren mit Menschen, die arm sind, arbeitet, fordert, den „Dialog mit Menschen, die nicht Großbürger sind“ zu führen. Und armen Frankfurtern, „die künstlerisch aktiv sind“ die Gelegenheit zur Teilhabe und Teilnahme zu bieten. Es fehlen in der Stadt, in der „über 1,5 Millionen Quadratmeter“ an Gewerbeflächen leerstehen, Orte

für Kleinkunst. Ein engagierter Gewerkschafter mahnte am Saalmitrofon Vorschläge an, wie denn Kultur für alle, also auch für Arme, durchgesetzt werden könne. Finanzielle Fragen, wie sich beispielsweise ein Schulfonds bezahlen ließe, stellten sich nicht nur in Frankfurt, sondern auch im Land, im Bund, europa- und weltweit.

Mit Blick auf Frankfurt näherte sich Martina Löw, Professorin für Stadt- und Regionalsoziologie an der TU Darmstadt, dem Phänomen des sozialen Zusammenhaltes in der Stadt. Es sei eben doch



FRANKFURT 2030

DIE SOZIALE STADT

spezifisch, also ein Teil der Eigenlogik und des Selbstverständnisses einer jeden Stadt, wie sie mit dem Thema Soziales umgeht: „Es gibt Städte, in den Sozialen sehr ernst genommen, andere, in denen es an den Rand gedrängt wird.“ Löw warb dafür, „neue Perspektiven

auf altbekannte Vorgänge zu suchen“, beispielsweise zu überdenken, „was wir Menschen zumuten durch den Reichtum in dieser Stadt.“ Veränderungen seien nur möglich, „über ein Verständnis, in welchen Routinen wir agieren.“

Ungleichheit ist stadtspezifisch

Für Frankfurt entwarf die Soziologin die „starke Hypothese“, eine „Verhandlungsstadt“ zu sein, für die „das Aushalten, das Leben mit Differenzen“ typisch sei. Löw: „Es gibt so etwas wie einen Habitus. Ein Frankfurter Taxifahrer ist anders als ein Stuttgarter oder Dortmunder.“ Das Thema des Tages sei daher auch nicht Armut in Frankfurt sondern „Frankfurter Armut“. Ebenso wie die Kindheit in Wanne-Eickel völlig anders als in Augsburg verlaufe, sei es auch aussagekräftig, wenn der kleinste Betrag, den man in Leipzig am Geldautomaten ziehen könne, zehn Euro seien. Löw: „Soziale Ungleichheit ist stadtspezifisch.“ Ebenso wie das Zusammenleben in jeder Stadt anders sei: „Wenn wir in eine Stadt ziehen, verändern wir uns mit ihr, werden ein Stück wie diese Stadt.“

Jenseits des Besonderen gilt jedoch für alle Städte seit den 80er

Jahren eine „bisher nicht gekannte Konkurrenz“, sagte Löw. Den historisch gewachsenen Bildern einer Stadt, die lokal verwurzelt seien, trete durch den „riesigen Druck“ dieses Wettbewerbs ein „global agierendes Bild“ dieser Stadt entgegen. Münchens verbreitetes Image der Gemütlichkeit in Biergärten entspreche ebenso wenig der Realität dieser Stadt mit hoher Fluktuation und starker wirtschaftlicher Vernetzung wie Berlins leere, kühle Bilder einer weltweit agierenden Metropole, die nichts darüber verraten, dass die Stadt in Wirklichkeit über viel mehr Freizeit- und Grünflächen verfügt als die Bayern-Metropole.

Bilder steuern Gefühle

Vielleicht reicht es also einfach, eine gute Geschichte über eine Stadt zu erzählen, so wie Fraport-Chef Wilhelm Bender und Deutsche Bank-Vorstand Hermann-Josef Lambert dies für Frankfurt und die Region mit den „Themenwelten“ versuchen? Die Initiative sei „klasse“, sagte Löw. Aber es reiche nicht, wenn sich eine „Gruppe intellektueller“ zusammensetze und versuche „bildhaft zu finden, was das Typische für diese Stadt“ ist. Löw: „Solche Konzepte haben

nur Erfolg, wenn sie an die Gefühle und Erfahrungen der Leute anknüpfen“, sonst können die Bürger „damit nichts anfangen“.

Kulturdezernent Felix Semmelroth folgte aus Löws Thesen: „Man sollte das Bild für Frankfurt im Jahr 2030 mit der Kapazität, über die die Bevölkerung verfügt, bewerten“. Die Öffentlichkeit meldete sich am Samstag im Römer zu Wort: „Ich vermisses eine Vision“, sagte eine 39-jährige Allein-erziehende, deren neunjährige Tochter trotz Frankfurt-Pass auf Ferienangebote in den Museen verzichten muss, weil sie nicht bezahlbar sind. Felix Semmelroth bekannte sich nachdrücklich zu dem vom früheren Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann geprägten Slogan „Kultur für alle“. In Frankfurt, das von Fluktuation und Diversität der Einwohner ebenso geprägt ist wie von seiner seit 1235 währenden Funktion als zentraler Handels- und Finanzplatz, in Frankfurt wo das „Band von Geld und Geist“ wirke, „sollte jeder unabhängig von Einkommen und Bildung“ ins Museum gehen können. Semmelroth: „Natürlich ist das noch Vieles zu tun. Es gilt, auch über die Preise der Teilhabe zu stärken.“